

Die Ästhetik der Stadt von morgen

Friedrich von Borries

Der nachfolgende Text ist eine gekürzte Fassung eines Vortrages mit performativen Elementen, weshalb der Duktus der freien Rede beibehalten wurde.

„Die Ästhetik der Stadt von morgen“ – ein großer Titel, bei dem es um zweierlei geht: Zum einen geht es um die sinnliche Erfahrung von Stadt, zum anderen handelt es sich dabei nicht um die Stadt von heute, sondern um die der Zukunft. Wir bewegen uns also, um es vorsichtig auszudrücken, auf vagem Terrain – und ich muss leider gleich zu Beginn eingestehen, dass ich natürlich auch nicht weiß, wie die Stadt der Zukunft beschaffen sein wird. Immer, wenn wir uns mit der Stadt der Zukunft befassen, nehmen wir eine Interpolation, eine Hochrechnung von dem vor, was wir aus dem Heute kennen. Bei allen Zukunftsbetrachtungen bleiben wir im Heute gefangen. Es könnte alles ganz anders kommen. Die größten technischen Entwicklungen, das wissen wir alle, hat nie jemand vorausgesehen, sondern sie kamen überraschend – deshalb gelten sie ja auch als wichtig. Insofern ist dieser Vortrag ein Versuch, aus bestimmten Herausforderungen und Fragestellungen der Gegenwart zu spekulieren, was uns als Zukunft begegnen könnte.

Ich möchte noch eine weitere Vorbemerkung machen. Alle Betrachtungen über die Zukunft, die wir aus dem Heute heraus vornehmen, beinhalten normative Grundannahmen. Die sollte man offenlegen, weil wir eventuell unterschiedliche normative Grundannahmen haben und wir, so glaube ich, in der nachfolgenden Diskussion trennen sollten, ob Sie innerhalb meiner Grundannahmen meine Argumentation unschlüssig fanden oder ob Sie über die Grundannahmen diskutieren möchten.

Ich habe zwei Grundannahmen, die meinen Vortrag leiten werden. Die erste ist, dass ich als Optimist glaube, dass wir ziemlich viele der

gesellschaftlichen Herausforderungen, die Stadt betreffen, mit Architektur und mit Städtebau vielleicht nicht beheben, aber doch beeinflussen können. Dazu zählen sowohl technologische als auch planungskulturelle Fragestellungen. Und dazu zählt natürlich auch, wie wir diesen Lösungsversuchen einen sinnlichen Ausdruck geben. Meine zweite Grundannahme ist, dass unsere Stadt die Stadt einer offenen Gesellschaft sein soll. Es gibt historisch sehr viele Stadtmodelle. Ein Stadtmodell der offenen Stadt ist noch nicht richtig definiert, aber wir wissen alle, was eine offene Gesellschaft ist: demokratisch verfasst, rechtsstaatlich organisiert und offen für Veränderungen. Aufbauend auf diesen Grundannahmen möchte ich nun über die Stadt der Zukunft reflektieren.

Damit komme ich nun an einen für meinen Vortrag sehr wichtigen Punkt. Ich habe keine Lust, Ihnen 45 Minuten lang etwas zu erzählen, sondern ich möchte Sie als Publikum an mehreren Stellen einbinden. Meine erste Frage an Sie ist: Wollen Sie, dass ich meinen Vortrag mit Bildern begleite? Gerade wenn man über Architektur spricht, sind Bilder sehr veranschaulichend. Das kann Ihnen und mir helfen. Sie sehen, worüber ich spreche, und wenn ich mal irgendwo hängen bleibe, dann habe ich ein Bild, das ich kurz beschreiben kann, und dann fällt mir schon wieder ein, was ich eigentlich sagen wollte. Auf der anderen Seite behindern diese Bilder durch ihre Anschaulichkeit natürlich Ihr Vorstellungsvermögen. Man könnte sogar sagen, diese Bilder stehen zwischen mir und Ihnen. Räumlich sind sie jetzt hinter mir, aber inhaltlich verändern sie den Bezug, den wir zueinander haben. Und das ist eine ästhetische Frage, also nicht eine: schön oder nicht schön? Sondern: Welche Form von Sinnlichkeit suchen wir? Wollen wir uns auf das Visuelle fokussieren? Dann nehmen wir die Bilder. Oder vertrauen Sie auf mein Wort und Sie entwickeln Ihre eigene Vorstellung? Das würde ich jetzt gern zur Abstimmung bringen. Es hebe jetzt bitte jeder die Hand, der Bilder den Vorzug gibt. Wir haben hier ja zum Glück den Bürgermeister, der guckt mal bitte mit. Er ist Profi mit Abstimmungen.

Der in der ersten Reihe sitzende Bürgermeister steht auf, sichtet den Saal und teilt dem Redner mit, dass die Mehrheit offenkundig für das Zeigen von Bildern ist.

Gut, dann bleiben wir bei Bildern, das macht es mir einfacher. Ich habe eben über die normativen Grundannahmen gesprochen. Die normativen Grundannahmen, die ich skizziert habe, sind natürlich erst mal keine

Grundannahmen über Stadt, sondern über die Gesellschaft, in der wir leben. Und die spannende Frage ist: Warum haben wir offenkundig alle Lust, über Stadt zu diskutieren? Warum ist das viel einfacher als eine Diskussion über die Zukunft von Deutschland zu führen? Ich glaube, das hat einen einfachen Grund. Dazu hätte ich auch noch mal eine Frage, die etwas mehr Engagement erfordert, als die eben gestellte – wir steigern uns im Rahmen des Vortrags. Ich bitte jeden von Ihnen aufzustehen, der Heidelberger ist. Können die Heidelberger bitte mal aufstehen?

Aus dem Publikum kommt die Rückfrage, was ein Heidelberger ist. Ein paar Anwesenden stehen kurz auf, ein paar davon setzen sich wieder. Alle im Raum sind unsicher, wie sie sich verhalten sollen.

Danke. Diese performative Einlage scheint nicht richtig zu funktionieren. Setzen Sie sich ruhig wieder. Performative Einlagen funktionieren nicht immer. Aus dem Publikum kam ja die Frage, was es heißt, ein „Heidelberger“ zu sein. Muss man in Heidelberg geboren sein, um „Heidelberger“ zu sein? Wenn man nach Stadtidentitäten fragt, dann sagen normalerweise sehr viele Menschen: Ich bin Heidelberger oder Münchener oder Berliner oder was auch immer, weil sie in der Stadt seit einigen Jahren leben, aber nicht, weil sie dort geboren sind. Wenn Sie nach einer nationalen Identität fragen, ist das Verhältnis anders. Da gibt es sehr wenige, die sagen: Ich bin Deutscher, obwohl ich nicht in Deutschland geboren bin. Und der wird von manchen komisch angeguckt. Eine Stadtzugehörigkeit als Identität wähle ich mir freier und großzügiger als eine nationale Identität, die ich mir ja meistens nicht selber aussuche, sondern qua Geburt verliehen bekomme. Kurzum: Stadt ist strukturell immer offener als Nicht-Stadt. Stadt ist integrationsfähiger. Und ich glaube, dass ist auch der Grund, warum wir mehr Lust oder Zutrauen haben, über die Zukunft von Stadt nachzudenken als über die Zukunft von Deutschland: weil wir das Gefühl haben, dass auf städtischer Ebene a) mehr passiert und wir b) auch mehr verändern und beeinflussen können als auf nationaler Ebene. Die Historiker unter Ihnen mögen mich korrigieren, aber ich glaube, es hängt außerdem damit zusammen, dass die Entität „Stadt“ als zivilisatorische Errungenschaft ungefähr 7.000 Jahre alt ist und schon ziemlich viele verschiedene Gesellschaftsordnungen überlebt hat, wenn nicht gar mitgestaltet hat. Der heutige Nationalstaat ist – Pi mal Daumen – 300 Jahre alt, und ob er genauso alt wird wie die Stadt oder

ob sich in Zukunft Formen von poststaatlicher Organisation ergeben werden, wissen wir noch nicht. Aber wir wissen aus historischer Erfahrung, dass Stadt entwicklungsfähig und gestaltbar ist.

Was aber sind die Herausforderungen für die Stadt der Zukunft, was sind die Gestaltungsaufgaben?

Beginnen wir mit Größe, Dichte und Vertikalität. Städte wachsen, das ist eines ihrer Wesensmerkmale. Wir hatten zwar auch in der jüngsten Zeit Phänomene von Stadtschrumpfung, die es zyklisch immer wieder gibt – aber im Prinzip wächst die Weltbevölkerung und bewegt sich stadtwärts. Doch Heidelberg ist, Sie haben es vorhin beschrieben, Herr Bürgermeister, eine beschauliche Stadt mit ihren 150.000 bis 160.000 Einwohnern. Im globalen Maßstab geht es um ganz andere Zukünfte von Städten oder von städtischen Agglomerationen. Das Gangesdelta – eigentlich keine Stadt, sondern ein Siedlungsgebiet mit geringer Dichte – hat 150 Mio. Einwohner, der größte Siedlungssteppich der Welt. Die Metropolregion Tokio hat 38 Mio. Einwohner, Paris und das Ruhrgebiet als Spitzenreiter in Europa jeweils 10 Mio. Einwohner. So viel zur Größe, nun zur Dichte. Mumbai ist eine der weltweit dichtesten Städte, sie hat 35.000 Einwohner pro Quadratkilometer, Paris 30.000, München als dichteste deutsche Stadt 5.000. Sie bekommen eine Vorstellung, in welche Richtung wir uns in Zukunft bewegen, sowohl was Größe als auch was Dichte anbelangt. Um diese Dichte zu bewerkstelligen, werden Gebäude in Städten wesentlich höher werden - Vertikalität ist eine der Kernfragen des Städtebaus der Zukunft. Mich interessiert bei Dichte aber nicht nur die räumliche, sondern auch die soziale Struktur. Dichte ist das Ergebnis des Aufeinandertreffens von vielen, vielen Menschen auf kleinem Raum und führt zu einem permanenten Zustand von Fremdheit. Wir sind in der Stadt sehr häufig von Fremden umgeben. Und es ist eine der großen Errungenschaften von Zivilisation, dass wir uns darin wohlfühlen, dass wir uns Regeln gegeben haben, die größtenteils funktionieren. Die Fremdheit ist eine Form von Freiheit. Während auf dem Dorf jeder Nachbar weiß, um wie viel Uhr ich mit wem was gemacht habe, weiß das in der Stadt eigentlich keiner.

Wir machen deshalb noch eine performative Einheit. Bei Veranstaltungen wie der unsrigen kommt es häufig vor, dass man nicht alleine hinget, sondern mit jemand anderem. Würden Sie jetzt bitte so lange mit einem ihrer beiden Nachbarn den Platz tauschen, bis links und rechts von Ihnen nur jemand sitzt, den Sie noch nicht kennen. Kriegen Sie das hin?

Im Publikum werden nun die Plätze getauscht. Der Vortragende versucht, die noch Unschlüssigen anzufeuern.

Sitzt nun jemandem neben Ihnen, den Sie nicht kennen? Nicht Ihr Freund, Ihr Nachbar, Ihr Lebensgefährte, Ihr geschätzter Arbeitskollege. Sie kennen jetzt wirklich alle Ihre Nachbarn nicht mehr. Vielen Dank, ich werde darauf zurückkommen.

Die zweite große Herausforderung, die sich der Stadt der Zukunft stellt, ist das Verhältnis von Natur, Energie und Ernährung. In der hiesigen Internationalen Bauausstellung wird das als Kreislaufthematik beschrieben. Und ich möchte erst kurz auf den ersten Begriff eingehen, nämlich das Naturverständnis, was auch für unsere heutige Vorstellung von Stadt relevant ist. Wenn wir heute von Natur reden, verwenden wir meistens ein romantisches Naturbild: Natur ist vom Menschen unberührt. Deshalb gibt es Naturschutzgebiete und Reservate. Doch diese Räume sind das Künstlichste, was es gibt. Menschen schaffen unter extrem aufwendigen Bedingungen etwas, von dem sie behaupten, dass es vom Menschen unberührt sei – ein Widerspruch in sich. Viel natürlicher als diese vermeintliche Natur ist die Stadt, wo man nicht versucht, künstlich eine „Natur“ herzustellen. Wenn wir über Stadt der Zukunft und Natur nachdenken, wird es eine wichtige Aufgabe sein, ein anderes Naturverständnis zu entwickeln. Ein Naturverständnis, das den Naturmöglichkeiten in der Stadt positiv gegenübersteht. (Als Abbildung im Hintergrund: ein begrüntes Hochhaus von Stefano Boeri in Mailand.) Es gilt, Stadt und Natur zusammenzubringen. Es gibt inzwischen etliche Projekte, vor allem in Asien, wo die Fassade von Hochhäusern perforiert und begrünt wird. Diese Projekte sind für mich ein Platzhalter für die Frage: Was für ein Naturbild wollen wir in Zukunft haben, wenn wir von einer größtenteils verstädterten globalen Siedlungslandschaft ausgehen müssen? Ist für uns Natur dann das kleine geschützte Naturschutzgebiet, was sehr künstlich, aber in Anführungszeichen „sehr natürlich“ ist? Oder wird Natur permanent in unseren alltäglichen Lebensrahmen implementiert und bildet dementsprechend neue Formen aus? (Als Abbildung im Hintergrund: Gardens by the Bay in Singapur, eine Art urbaner Wald aus künstlichen Bäumen.) Mit diesem anderen Naturbild werden wir auch zu einem anderen Landschaftsbild kommen. (Im Hintergrund nun ein Projekt von BIG aus Kopenhagen; eine Müllverbrennungsanlage, die als Skipiste genutzt werden kann.)

Man kann nun also in Kopenhagen Ski fahren. Schön. Aber das Wesentliche ist, dass der Träger dieser Skipiste eine Müllverbrennungs-

anlage ist. Das, was wir bislang eigentlich aus der Wahrnehmung, aus der Ästhetik des städtischen Lebens ausgegrenzt haben, den Müll und den Dreck, wird durch eine Funktionserweiterung aufgewertet. Wie sieht es aus mit dem Recyclinghof, mit der Kläranlage? In Zukunft werden wir in die Stadt die Stoffkreisläufe integrieren, die durch die urbane Dichte entstehen: Kläranlagen und Müllverbrennungsanlagen sind die Parks der Zukunft. Wenn wir über Landschaft sprechen, dann reden wir natürlich auch über Landwirtschaft. Wir verorten die Lebensmittelproduktion außerhalb der Stadt. Aber wenn die Städte größer werden, wird Lebensmittelproduktion und -verarbeitung Teil unseres städtischen Landschaftsbegriffs werden. Auch das gehört zum Stoffkreislauf, der urbane Dichte ausmacht.

Kommen wir zum nächsten großen Themenspektrum: Arbeit, Eigentum und Mobilität. Womit verdient man in der Stadt eigentlich in Zukunft Geld? Wie wird die Stadt produktiv? Ich glaube, die Heidelberger Antwort ist: Wissen. Darauf wird Michael Braum sicherlich noch in seiner Erwiderung eingehen. Die Frage wird aber noch grundsätzlicher gestellt werden müssen. Derzeit zeichnet sich ein Diskurs über die Reindustrialisierung der Stadt ab. Wie kriegen wir industrielle Produktion, die weniger schmutzig ist als das, was wir aus dem 19. und 20. Jahrhundert kennen, zurück in die Stadt? Und warum wollen wir überhaupt industrielle Produktion in der Stadt? Nicht, weil sie schön ist, sondern weil das Fehlen von Produktion die Stadtgesellschaft total verändert. London ist dafür das Extrembeispiel: Kein Durchschnittsverdiener kann es sich leisten, in der Stadt zu leben, sondern pendelt aus dem Umland ein. Dagegen hilft eben nicht nur sozialer Wohnungsbau, sondern man muss auch strukturell überlegen, wie man produzierendes Gewerbe als einen sozialen Anker in die Stadt der Zukunft integriert. Damit hängt auch die Bedeutung von Eigentum zusammen. Soll privates Grundeigentum weiterhin die meistverbreitete Form sein, wie Grund und Boden in der Stadt vergeben wird? Früher war das Modell der Erbpacht verbreitet, bei der das Grundstück nach 99 Jahren wieder an die Stadt zurückfällt. Eine andere Eigentumsform ist die Genossenschaft. (Im Hintergrund nun Bilder von der Kalkbreite, einem genossenschaftlichen Wohnungsbau in Zürich, der sich durch großzügige Gemeinschaftsräume und experimentelle Grundrisse auszeichnet.) Ich zeige Ihnen die Kalkbreite nicht, weil ich die Fassade so schön finde. Das Besondere an der Kalkbreite ist, dass sie sich als Genossenschaft mehrere Regeln gegeben hat, die man im klassischen Immobiliensektor, wo

der Investor auf Verkauf von Wohnungen aus ist, nicht umsetzen kann. In der Kalkbreite finden sich Wohnungen mit 17 Zimmern – nicht für sehr reiche Menschen, sondern für junge Menschen, die als WG zusammenleben wollen. Es gibt einen Superhaushalt mit 20 Wohnungen, deren Bewohner sich eine große Küche inklusive Koch teilen, noch mal ein anderes Lebensmodell. Es gibt Kleinstwohnungen, ohne Wohnzimmer, die in Clustern angesiedelt sind und deren Bewohner Küche und Wohnzimmer gemeinsam nutzen. Dann gibt es kleine Joker-Wohnungen, auf die man alle 4 Jahre zugreifen kann, für die Schwiegereltern, für das Au-pair, im Falle einer Scheidung. Dann gibt es noch eine weitere Regel: Wenn Familien wachsen, kriegen sie eine größere Wohnung, wenn sie wieder kleiner werden, geht es in die kleinere Wohnung. Aber im selben Gebäude. Sie sehen die verschiedensten Wohnformen, alle hinter der gleichen Fassade.

Diese ganze Flexibilität wie auch die große Freifläche im Innenhof wurde möglich, weil die durchschnittliche Wohnungsgröße in diesem Komplex pro Person 32 Quadratmeter beträgt, während der Schweizer Durchschnitt bei 45 Quadratmeter liegt. Weniger individueller Raum für mehr Qualität im gemeinschaftlichen Raum. Das ist mit Sicherheit eine Devise für die Stadt der Zukunft. Auf Autostellplätze wurde auch verzichtet, weil die Bewohner eh mit dem Fahrrad oder dem ÖPNV unterwegs sind.

Damit wären wir bei einem weiteren Aspekt der Stadt der Zukunft: der Mobilität. Hier in Heidelberg soll ja eine neue Fahrradbrücke entstehen, ein gutes Beispiel für ein wichtiges Zukunftsthema: Wie bewegen wir uns in Zukunft durch die Stadt? Was ist das primäre Verkehrsmittel? Ist es das Fahrrad oder bleibt es das Auto, autonom oder nicht? Verschiedene Städte arbeiten an Fahrrad- und Fußgängerkonzepten, Kopenhagen ist sicherlich einer der Vorreiter. (Im Hintergrund nun Abbildungen von Fahrradbrücken in Kopenhagen, die aufgrund ihrer attraktiven Gestaltung inzwischen eine Art urbane Wahrzeichen geworden sind.)

Aber wenn wir über Mobilität reden, dürfen wir, so glaube ich, nicht nur über Mobilität in der Stadt reden, sondern auch über Mobilität in Richtung Stadt. (Im Hintergrund nun ein Bild mit einem Flüchtlings-schiff auf dem Mittelmeer.) Wir reden viel zu selten über die globale Mobilität, bei der Menschen sehr große Strecken zurücklegen, um bessere Lebenschancen zu haben. Die großräumliche Mobilität ist verknüpft mit sozialer Mobilität. Und eigentlich war es immer das Versprechen von Stadt, dass sie soziale Mobilität ermöglicht. Stadt war

stets nicht nur ein Freiheitsversprechen, sondern auch ein Aufstiegsversprechen. Wir müssen die verschiedenen Aspekte von Mobilität miteinander verknüpfen, um zu zukunftsfähigen Lösungen zu kommen.

Damit komme ich zu den Begriffen Sicherheit, Performanz und Identität. Sicherheit ist eines der Kernthemen der Stadt der Zukunft. Menschen sind in Städte gezogen, weil sie sich dort sicher gefühlt haben. Die Burg und der Bürger hängen nicht nur etymologisch miteinander zusammen. Stadtluft macht frei, die Stadt ist ein Ort, wo man vor der Willkür eines absolutistischen Herrschers geschützt ist. Die Stadt war immer ein Ort der Sicherheit. Wenn man aber die Mediendebatten der letzten Jahre verfolgt, bekommt man den Eindruck, dass mehr und mehr Menschen sich in der Stadt unsicher fühlen. Diesem realen oder behaupteten Wunsch nach Sicherheit versucht die aktuelle Stadtpolitik häufig zu entsprechen. Mir ist es unheimlich schwergefallen, dazu Bilder zu finden. (Im Hintergrund jetzt eine Arbeit von Matthias Megyeri, einem Künstler, der Stacheldraht mit Schmetterlingsformen versieht.) Der Kontrast zwischen Stacheldraht und Schmetterlingen verdeutlicht vielleicht die Widersprüche, in die wir uns verstricken, wenn wir uns „Sicherheit“ wünschen, damit wir ein schönes Leben führen können, aber sehr viele Sicherheitsmaßnahmen dazu führen, dass unser Leben unschöner wird und sich äußerst unsicher anfühlt.

Damit zusammen hängt die Frage nach Governance. Wie soll eine Stadt regiert werden, wie viel Teilhabe gewährt sie ihren Bürgern, wie viel Top-down und wie viel Bottom-up? Auch das wird in Zukunft eine wichtige Frage sein, und es würde sich lohnen, dazu aktuelle Partizipationsprojekte vorzustellen. Ich möchte nur auf ein Beispiel verweisen, die PlanBude aus Hamburg. Sie hat, und das ist das wirklich Besondere, die Partizipation an den Anfang der Planung verlegt, eine Vorgehensweise, die sie „Wunschproduktion“ nennt. Die Bürger sollen nicht Entwürfe beurteilen, ihre Meinung abgeben, sondern sie sollen durch künstlerische Methoden zum Wünschen und Träumen angeregt werden, und diese Träume, diese Wünsche sollen Grundlagen für die Planung sein. Statt Pläne in Ämtern auszulegen, sind sie durch die Straßen gezogen, haben Schulen und Kneipen besucht, Menschen getroffen, geredet, gezeichnet, mit Knete geformt. So wird Beteiligung zu einem kreativen Prozess, der Identität und Identifikation fördert – und im Idealfall Architektur hervorbringt, die spezifisch ist.

So, meine sehr verehrten Damen und Herren, das war mein kurzer Ritt durch Herausforderungen der Zukunft und durch die Frage, welche

Spuren in Architektur und Stadtplanung der Gegenwart Hoffnung machen, dass wir für diese Herausforderungen gute Lösungen finden. Ich habe am Anfang als normative Grundlage offengelegt, dass ich an die offene Gesellschaft glaube. Und ich würde jetzt Sie bitten, Offenheit zu praktizieren. Sie haben vorhin mit Ihren Nachbarn so lange die Plätze getauscht, bis Sie zwischen Fremden saßen. Ich gehe davon aus, dass Sie neben Menschen sitzen, die Sie nicht kennen. Stellen Sie sich Ihren neuen, fremden Nachbarn kurz vor und versuchen Sie, diesen Menschen etwas Nettes zu sagen. Dafür nehmen wir uns zwei, drei Minuten.

Alle fangen an, miteinander zu sprechen, der Geräuschpegel schwillt an. Nur mit Hilfe des Bürgermeisters, der heftige, zu Stille auffordernde Armbewegungen macht, kommt das Publikum wieder zur Ruhe.

Ich würde Sie noch um eine Minute Aufmerksamkeit für mein Schlusswort bitten. Ich möchte kurz mit Ihnen reflektieren, über welche Form von Ästhetik wir heute gesprochen haben. Ich habe Ihnen Bilder von Architekturprojekten gezeigt. Das ist eine Form von Ästhetik. Aber wir haben auch eine performative Übung, ein gemeinsames Experiment gemacht. Wir haben am Anfang eine gemeinsame Entscheidung getroffen, in welcher Form ich meinen Vortrag präsentieren soll. Wir haben eine Selbstverortung vorgenommen, wer hier Heidelberger ist und wer nicht. Sie haben Fremdheit zugelassen, indem Sie Ihre Plätze getauscht haben. Und Sie haben im kurzen Gespräch mit diesen fremden Nachbarn Offenheit praktiziert.

Ich glaube, dass das die Ästhetik der zukünftigen Stadt ist, an der wir arbeiten müssen. Wir müssen in der Stadt Räume und Situationen schaffen, in denen das passiert, was wir in den letzten 45 Minuten erprobt haben: Wir definieren einen Ausgangspunkt, treffen gemeinsame Entscheidungen, gestehen uns gegenseitig Andersartigkeit zu und kommen darüber ins Gespräch. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.